

Leseprobe aus:

**Anette Göttlicher**

# Mit Liebe gemacht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

# DIE WEISSE CORDHOSE

Alles fing mit einer weißen Cordhose an. Beziehungsweise damit, dass ich sie nicht finden konnte. Dass ich eine besaß, dessen war ich mir ganz sicher. Ich habe nämlich die Gabe, mir dank einem fotografisch guten Gedächtnis merken zu können, zu welcher Gelegenheit ich welches Outfit getragen hatte. Wenn Matthias Dinge sagt wie: «Weißt du noch, die Isar-Fete von Markus und Ines, als uns das Gewitter überrascht hat?», kann er sich sicher sein, dass ich antworte: «Klar, da hatte ich die dunkelblaue Caprijeans und das schlammfarbene Neckholdertop an.» Er grinst dann immer, schüttelt den Kopf und brummelt etwas, das wie «... aber nicht wissen, wie unser Außenminister heißt» klingt. Ich liebe unsere Rituale.

Aber ich hasse es, wenn ich Kleidungsstücke nicht mehr finde. Das gesuchte Teil mutiert dann zum einzig tragbaren Modell unter zig Hosen, T-Shirts oder Kleidern. An diesem Samstag im September erscheint es mir unmöglich, etwas anderes als diese verdammte weiße Cordhose zu tragen.

Ich durchwühle meine Seegrass-Wäschetruhe. Links habe ich die weißen Klamotten hingeknüllt, die gewaschen werden müssen. Keine Cordhose. Auch im Schrank ist sie nicht; sie ist weder nach hinten durchgerutscht (mittlerweile bin ich so weit, dass ich sie sogar zerknittert willkommen heißen würde) noch bei den T-Shirts. Ich habe sie doch wohl nicht

auf einen Bügel gehängt? Die aufkeimende Hoffnung wird rasch enttäuscht.

Die weiße Cordhose bleibt verschollen. Wie kann so etwas passieren? Ich meine, dass man mal einen Ohrring verliert oder seinen Schlüssel, okay. Aber eine Hose?

Ich habe gerade innerlich kapituliert (man merkt es mir nicht an, denn ich rupfe noch immer wütend Klamotten aus dem Schrank), als mir eine beigefarbene Strickjacke in die Hand fällt. Ich erstarre. Es ist meine Gynäkologenjacke. Ich trage das knielange Teil, das durchaus mal einen Kartoffelsack in der Verwandtschaft gehabt haben könnte, nie – außer ich muss zum Frauenarzt. Was schon länger nicht mehr vorgekommen ist, denke ich, als ich an der kratzigen Jacke schnuppere. Wann war ich das letzte Mal? Ist sicher drei Jahre her. Und es war furchtbar.

«Frau Eva Wieland?»

«Äh, ja, hier.»

«Kommen S' bitte mit!»

Mit schweißfeuchten Händen und einem unguuten Gefühl in der Magengegend folgte ich der Sprechstundenhilfe in das Behandlungszimmer meiner Gynäkologin. Die Ärztin betrat den Raum.

«Grüß Gott!»

«Hallo ...»

Ich wunderte mich. Hatte Frau Dr. Schmidt-Klein das letzte Mal nicht noch blonde Locken? Und größer war sie doch auch! Leicht irritiert verpasste ich den Moment, in dem ich hätte fragen können, mit wem ich es zu tun hatte.

«Machen Sie sich doch schon mal untenrum frei», schlug Frau Das-ist-nicht-Dr.-Schmidt-Klein fröhlich vor, deutete auf einen Paravent und ließ sich an ihrem Schreibtisch nie-

der. Wie immer, wenn ich verwirrt bin, tat ich wie geheißen. Ich schlüpfte aus meinen Schuhen und Socken, stieg aus meiner Jeans und streifte meinen Slip ab. Und dann machte ich einen entscheidenden Fehler. Weil ich vor Anspannung schwitzte und weil es ein heißer Sommertag war, zog ich auch meine Gynäkologenstrickjacke aus. Dann trat ich hinter dem Paravent hervor.

Die falsche Frau Doktor telefonierte.

«Ist er eher gelblich oder grünlich, Frau Kowalski?», erkundigte sie sich und winkte mit der freien Hand zum Untersuchungsstuhl hinüber. Nee, nee. Glaubte die im Ernst, ich würde es mir freiwillig schon mal auf dem Ding gemütlich machen, bis sie Frau Kowalskis Ausfluss zu Ende diskutiert hatte? Ich trat von einem nackten Fuß auf den anderen, drehte mich gen Stuhl und tat so, als würde ich mich langsam, ganz langsam in seine Richtung in Bewegung setzen. Die falsche Frau Doktor sagte gerade «Klumpig oder bröselig?», als die Tür zum Behandlungszimmer aufging und die Sprechstundenhilfe hereinkam. Ich fuhr herum. Und blickte direkt in das fassungslose Gesicht des türkischen Ehemannes, der auf dem Gang vor dem Zimmer auf einem Stuhl saß und wartete, bis der Ultraschall seiner schwangeren Gattin fertig war.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt hätte jede normale Frau sich angezogen und empört den Ort der Schmach verlassen. Nicht so ich. «Ist schon okay» hörte ich mich piepsen und hinter Frau Dr. Wer-auch-immer, die die Ausflusssache mit Frau Kowalski geklärt zu haben schien, zum Behandlungsstuhl tapsen. Innerlich heulte ich und sehnte mich nach meiner Gynäkologenjacke. Der türkische Ehemann vermutlich auch.

Seitdem habe ich kein Frauenarzt-Behandlungszimmer mehr von innen gesehen. Ich weiß bis heute nicht, was mit Frau Dr. Schmidt-Klein passiert ist und ob der türkische Ehemann sein Trauma überwunden hat. Die Pille holte ich mir alle halbe Jahr ohne Untersuchung, indem ich mir einen Frauenarzt suchte, der ständig im Urlaub war. Während er auf seiner Finca auf Mallorca weilte, lief ich mit Leidenschaft bei seiner Vertretung ein und holte mir dort von der Arzthelferin das Rezept. Und die letzte Großpackung kaufte ich am Flughafen von Bangkok. Da musste ich mich nicht ausziehen, und viel billiger war sie auch.

«Die blöde weiße Cordhose ist verschwunden», teile ich übellaunig meinem Mann mit, «und ich fürchte, ich muss mal wieder zum Frauenarzt ...»

Matthias verkneift sich die Frage nach dem Zusammenhang und sagt: «Apropos Frauenarzt, Spatz ...» Oha. Wenn er Spatz sagt, führt er was im Schilde.

«Ja?», frage ich alarmiert. Was geht Matthias mein Gynäkologentrauma an?

«Ich dachte, wir sollten ...», beginnt er und fängt dann an, seine Bürohosen auf Spannbügel zu hängen. Ich merke mir «Ich dachte, wir sollten» und harre der Dinge, die noch kommen mögen. Mein Mann hat die gewöhnungsbedürftige Eigenart, sich zwischen seinen Satzteilen viel Zeit zu lassen. Aber er spricht immer irgendwann weiter, und sei es Tage später.

«... mal über Nachwuchs nachdenken», fährt Matthias dann aber schon vier Hosen später fort. Ich stelle fest, dass das ein wichtiger Moment in meinem Leben ist. Hätte ich mir irgendwie dramatischer vorgestellt. Aber nicht mit Matthias. Ich hätte es wissen müssen, als er mir damals den Hei-

ratsantrag machte. Kein vollbesetztes Fußballstadion und *Willst du meine Frau werden?* auf der Anzeigetafel in der Halbzeit. Ich biss auch nicht auf einen Verlobungsring, als ich bei unserem Lieblingsitaliener ein Tiramisu verspeiste. Stattdessen sagte Matthias kurz nach einem unserer ersten längeren Urlaube lapidar, ich glaube, wir waren gerade bei Tengelmann: «Du, Spatz, jetzt hast du mich während der ganzen drei Wochen Irland gar nicht genervt, ich könnte dich glatt heiraten, was meinst du?» In Anbetracht der Umgebung hauchte ich nicht «O ja», sondern sagte ebenso trocken wie er: «Klar, okay!» Aber ich kann mich noch genau an sein glückliches Strahlen erinnern.

«Klar, okay», versuche ich es auch jetzt, ungefähr sechs Jahre später. Diesmal strahlt Matthias allerdings nicht.

«Nee, ich meine das ernst», sagt er und guckt mich forschend an, «ich meine, du bist 32, ich werde in zwei Jahren 40, ewig haben wir nicht mehr Zeit!» Was sind denn das für Töne?

«Eva» (oh-oh, es hat sich ausgespatzt), fährt er fort, «du möchtest doch Kinder haben?»

«Klar möchte ich mal Kinder haben!»

«Ich finde, *mal* ist jetzt.»

Bumm. Das sitzt. Langsam bilden die Worte in meinem Hirn Sätze, deren Bedeutung sich mir erschließt. Mein Mann möchte ein Baby. Mit mir. Er will Vater werden. Und ich soll die Mutter sein.

«Matthias, lass uns das ein andermal besprechen, okay?», sage ich und kann es nicht verhindern, dass meine Stimme ein wenig unwirsch klingt. Warum kommt er jetzt mit so etwas daher, wo ich doch noch mitten in der Wo-ist-die-Cordhose-Krise stecke?

«Das sagst du immer!», erwidert mein Mann, macht eine

Pause beim Hosenfalten und sieht mich ernst an, «seit Ewigkeiten verschiebst du dieses Thema auf später.» Oh. Das ist jetzt keine liebevolle Kabbelei unter Eheleuten mehr. Auch kein Streit. Das wird eine existenzielle Grundsatzdiskussion.

«Wir wollten doch in die Stadt fahren und dir ein Trachtenhemd kaufen», starte ich einen letzten Versuch, das Unheil abzuwenden. «Schließlich geht in einer Woche das Oktoberfest los, und du willst doch kein normales Hemd zu deiner schönen neuen Lederhose anziehen, oder?» Ich lächle Matthias an. So egal ihm sonst seine Klamotten sind, mit seiner Lederhose ist er eigen. Vielleicht, weil sie so teuer war. Und weil er auf Tradition und Brauchtum steht, vor allem auf bayerisches.

«Hast recht», sagt er da auch schon und gibt mir einen Kuss, «wir sollten es packen, sonst schaffen wir das nicht mehr, bevor Bayern spielt.» Tschakka. Männer sind so simpel.

In Ermangelung der weißen Cordhose ziehe ich einen weißen Leinenrock an. Schließlich wird bald Herbst sein, und dann hängt er für Monate im Schrank. Der 10. September 2005 ist ein einigermaßen schöner, nicht zu kühler Spätsommertag. Als wir unsere Wohnung verlassen und zum Auto gehen, fällt mir wieder mal auf, wie perfekt alles ist. Der Blick vom Hügel auf das idyllische Dorf, in dem wir wohnen. Na ja, Dorf. Dreizehntausend Einwohner hat Oberhaching bei München. Und zum Glück kennt hier nicht jeder jeden. Aber wir haben drei Maibäume und sogar noch ein paar Bauernhöfe. Hier ist die Welt noch in Ordnung, so könnte eine TV-Dokumentation über diesen Ort beginnen. Gut, zum Ausgehen gibt es spannendere

Orte auf dem Planeten. Außer, man empfindet einen über-  
teuerten Mexikaner, vor dem Autos mit der Aufschrift  
«Abi-Tour 2005» parken, als aufregend. Aber dazu haben  
wir ja München. In 20 Minuten ist man mit dem Auto  
dort, und in einer knappen halben Stunde wäre man mit  
der S-Bahn in der Stadt. Wenn man denn S-Bahn fahren  
würde. Ich persönlich bin ja kein MVV-Fan. Leider kann  
ich deswegen beim Weggehen nie was trinken. Aber mit 32  
geht man ja sowieso nicht mehr so exzessiv in Clubs und  
Bars. Und wenn doch, kann ich immer noch bei Susanne in  
Schwabing oder bei Carla in Laim übernachten. Wobei ich  
eigentlich lieber in meinem eigenen Bett schlafe. Aber ...

«Wie schaut's aus, Frau Kasparow?», will Matthias wissen.  
Äh, ja. Da steh ich vor dem Auto und träume vor mich hin.  
Ich steige ein und werfe vom Beifahrersitz aus einen Blick  
auf meinen Ehemann. Liebe und Stolz machen sich in mir  
breit. In dieser Reihenfolge. Kaum zu glauben, dass wir  
dieses Jahr schon unser Zehnjähriges gefeiert haben. «Ich  
glaube, das mit uns wird etwas wirklich Ernstes», meinte  
er damals, als wir gerade ein paar Tage ein Paar waren.  
Woher er wohl damals schon wusste, dass es so lange gut-  
gehen würde mit uns?

Wirklich, ich bin absolut glücklich mit unserem Leben,  
so wie es ist. Seit drei Jahren sind Matthias und ich ver-  
heiratet. Ich habe einen guten Job als Grafik-Designerin  
bei einer bekannten People-Zeitschrift. Klatschblatt, sagt  
Matthias immer, aber er hat ja keine Ahnung. Eigentlich  
wollte ich Fotografin werden. Manchmal denke ich, dass  
alle Grafik-Designer verkappte Künstler sind, im Grunde  
ihres Herzens überzeugt davon, zu Höherem berufen zu  
sein. Aber ihnen fehlt, so wie mir auch, leider dieses kleine

Quäntchen, das es für den Erfolg bräuchte. Der Unterschied zwischen diesen ganzen im Körper von Grafikern gefangenen Genies und mir ist nur: Ich weiß, dass das so ist, das mit dem Quäntchen. Und trotzdem liebe ich meinen Job.

Matthias ist Redakteur bei der *Music Depeche*, einer Zeitschrift, bei der sich alles um CDs, Konzerte und Bands dreht, um Musik eben. Matthias lebt von der Musik und für sie. Abgesehen von mir natürlich.

«Ist unser Leben nicht wunderschön?», frage ich ihn rhetorisch und lächle ihn von der Seite an.

«Wie in der Rama-Werbung», sagt Matthias und fährt auf den Beschleunigungsstreifen der Autobahn.

«Mh-hm», erwidere ich und gucke aus dem Fenster. Lieber Gott, bitte lass ihn jetzt nicht die gleiche Assoziation haben wie mich. Sonst geht das Ganze von vorne los.

Und da kommt es auch schon: «Fehlt eigentlich nur noch ein nettes blondes Kind.»

«Du, wenn wir ein Kind hätten», sage ich und betone *hätten*, «wäre das sowieso nicht blond. Guck uns an! Und nett sind die auch nicht zwangsläufig.»

«Kleine Kinder sind immer erst mal blond», meint Matthias, «und nett sowieso.»

Woher weiß der so was? Verbirgt sich unter dem Umschlag von «High Fidelity», seinem Lieblingsbuch, das er derzeit zum ungefähr achten Mal liest, etwa ein Kinderwunschratgeber? Aber nein. So raffiniert ist Matthias nicht.

Und so kommt es, dass mein Leben auf der A 995 zwischen den Anschlussstellen Taufkirchen und Unterhaching eine entscheidende Wendung nimmt, ausgelöst durch das Nichtfinden einer weißen Cordhose. Verdammte.